

Menschsein sichtbar machen

Inszenierung von Begegnungen in der kirchlichen Jugendarbeit durch Interviews mit Mitarbeitenden

Wolfgang Ilg

»Alles wirkliche Leben ist Begegnung« – Martin Buber

Es sind Begegnungen mit anderen Menschen, die das Leben reich machen und oftmals orientierende Wirkung für einen Lebensweg entfalten. Auch wenn Begegnungen sich grundsätzlich jeder Verfügbarkeit entziehen, lassen sich Randbedingungen gestalten, die gelingende Begegnungen verhindern oder fördern. Der vorliegende Artikel beleuchtet die Kategorie der Begegnung aus der Perspektive der (evangelischen) Kinder- und Jugendarbeit und weist auf die Chancen hin, wie durch inszenierte Begegnungen eine christliche Anthropologie anhand konkreter Lebensgeschichten »Fleisch gewinnt« und für junge Menschen greifbar wird. Zunächst werden die Konzepte »Vorbild« und »Begegnung« kritisch beleuchtet. Der anschließende Teil beschreibt die spezifischen Chancen des Arbeitsfeldes Jugendarbeit für solche inszenierte Begegnungen und konkretisiert diese in der Arbeitsform von Interviews bei Jugendfreizeiten. Diese bieten, so der letzte Abschnitt, eine Möglichkeit, das Ineinander von Lebensgeschichte(n!) und Religion erfahrbar zu machen.

Gebrochene Helden – anthropologische Voraussetzungen der religionspädagogischen Arbeit mit Vorbildern

Die Frage nach Orientierung an Vorbildern findet neuerdings wieder verstärkte Aufmerksamkeit in der religionspädagogischen Literatur.¹ Der katholische Religionspädagoge Hans Mendl begründet dies mit den Bedingungen der Postmoderne: »Gerade in postmoderner Unübersichtlichkeit ... brauchen Kinder und Jugendliche auch personale Orientierungsmarken.«² Allerdings sieht er in

1. Vgl. unter anderem das Jahrbuch der Religionspädagogik 2008 mit dem Titel »Sehnsucht nach Orientierung. Vorbilder im Religionsunterricht«.
2. Vgl. (auch für die folgenden Zitate): Hans Mendl, Das religionspädagogische Potential der Begegnung mit Vorbildern des Alltags. Beispiele außerordentlichen Handelns im Alltag, in: Jahrbuch der Religionspädagogik 24, Neukirchen 2008, 89–99, 89.

den »großen Vorbildern« oftmals keine geeigneten Identifikationsmöglichkeiten, sie erscheinen als überhöhte »Denkmäler« wie aus einer anderen Welt – gerade dann, wenn sie wie Albert Schweitzer, Mutter Teresa oder Martin Luther King als »religiös-moralische Allzweckwaffe« im Unterricht eingesetzt werden. Mendl plädiert daher für die Orientierung an »local heroes«, also den Vorbildern des Alltags aus dem Nahbereich, die er mit Romano Guardini auch als »Heilige der Unscheinbarkeit« bezeichnet. Die Begegnung mit solchen unmittelbar erlebbaren Menschen, beispielsweise einem Lebensretter bei einem Wohnungsbrand, »führt zu der Frage, wie man sich selber verhalten würde bzw. ob es ähnliche Situationen im eigenen Leben gibt«. Auch Lehrerinnen und Lehrer, so Mendl, bieten mit ihren Biographien einen Anlass zur unmittelbaren »Kommunikation über Werte und Lebenseinstellungen«. Zu Recht verweist er jedoch darauf, dass Lehrkräfte »im Klassenzimmer die persönliche Offenheit begrenzen« müssen.³

In kritischer Aufnahme des Konzepts der »local heroes« stellt der evangelische Religionspädagoge Folkert Rickers das Konzept des »Helden« infrage und plädiert für die Orientierung an »kritisch gebrochenen Vorbildern«.⁴ Gegen Mendls durch das katholische Heiligenverständnis geprägten Begriff der »local heroes« betont er unter Rückbezug auf Luthers anthropologische Grundbestimmung des »homo iustus et peccator« das Bild des gebrochenen Menschen. Wenn dieses evangelische Menschenbild ernst genommen wird, dann muss auch in der Beschäftigung mit Vorbildern »geprüft werden, ob sie der Unzulänglichkeit Raum zu geben vermögen«,⁵ also neben ihren vorzeigbaren Heldentaten auch Einblick gewähren in ihre Schattenseiten und ihr Scheitern.

In religionspädagogischer Hinsicht bieten die Lebensbilder der biblischen Personen einen hilfreichen Referenzrahmen für ein nach christlichem Verständnis angemessenes Bild von »Heiligen«: Bezeichnend für viele Urväter des Glaubens ist das Ineinander von bewundernswerten Eigenschaften und allzu menschlicher Schwäche. Selbst die großen Figuren des Alten und Neuen Testaments wie Mose, David, Petrus oder Paulus werden in der Bibel als Menschen mit Brüchen gezeichnet. »Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig«, (2 Kor 12,9) fasst Paulus den göttlichen Umgang mit menschlicher Schwäche als seine anthropologische Erkenntnis zusammen.

3. A. a. O., 98.

4. Folkert Rickers, »Kritisch gebrochene Vorbilder« in der religiösen Erziehung, in: Jahrbuch der Religionspädagogik 24, Neukirchen 2008, 213–238, 233.

5. A. a. O., 238.

Begegnung – mehr als Kontakt

Im gängigen Sprachgebrauch gehören »Begegnungen« für fast jeden Menschen zum Alltag: Man begegnet sich auf der Straße, in der Clique oder (virtuell) in postings des Web 2.0. Die Dauer-Kommunikation des Smartphone-Zeitalters führt jedoch möglicherweise zu einem Paradox der Begegnung: Wo Menschen ständig in Kontakt mit anderen sind, täuschen sie sich darüber hinweg, dass es gerade aufgrund der vielen oberflächlichen Berührungen kaum zu echter Begegnung kommt, zu einem ehrlichen und tiefgehenden Austausch, der auch existenzielle Fragen berührt.

Hilfreich erscheint hier der Rückgriff auf eine sehr eng definierte und zugleich sperrige Definition von Otto Friedrich Bollnow aus den 1960er-Jahren.⁶ Bollnow beschränkt den Begriff der Begegnungen im engeren Sinne auf »die verhältnismäßig seltenen, dann aber entscheidenden Vorgänge, wo der andre Mensch den Menschen so in seinem Kern berührt, daß sein ganzes bisheriges Leben mit all seinen Plänen und Erwartungen umgeworfen wird und etwas völlig Neues für ihn anfängt«.⁷ Sein Bezug auf Martin Buber wird deutlich, wenn Bollnow formuliert: »Erst in der Begegnung wird der Mensch überhaupt er selber. Dieser letzte Kern des Menschen, den wir als Selbst oder auch als Existenz bezeichnen, ergibt sich grundsätzlich nie in der Einsamkeit eines Ich, sondern immer nur in der Begegnung. Nur in der Begegnung mit einem Du kann der Mensch also zu sich selber kommen«.⁸ Von solchermaßen existenziellen Begegnungen unterscheidet Bollnow die »Begegnungen im weiteren Sinne«, die jede Art von zwischenmenschlichem Kontakt meinen, aber den Menschen nicht wie die existenziellen Begegnungen »erschüttern«, sondern aus denen er unberührt und unverändert hervorgeht. Nach Bollnow kann existenzielle Begegnung keine pädagogische Arbeitsform sein, sie geschieht vielmehr komplementär zur Bildung: Während Bildung einem didaktischen Prozess entspringt, »entzieht sich [Begegnung] darum grundsätzlich jeder bewußten pädagogischen Planung«.⁹ Bemerkenswert ist, wie Bollnow die Frage beantwortet, ob es im Schulunterricht auch das Sonderphänomen der »Be-

6. Nach den Arbeiten von Bollnow um 1970 bricht die Debatte um den Begegnungsbegriff in der Pädagogik allerdings fast vollständig ab. Eine kritische Auseinandersetzung mit diesem Umstand sowie mit dem Ansatz Bollnows findet sich in: *Folkert Rickers*, Lernen durch Begegnung. Pädagogische Erwägungen in religionspädagogischer Absicht, in: Jahrbuch der Religionspädagogik 21, Neukirchen 2005, 97–122.

7. *Otto Friedrich Bollnow*, Existenzphilosophie und Pädagogik. Versuch über un stetige Formen der Erziehung, Stuttgart 1968, 101.

8. A. a. O., 100.

9. A. a. O., 124.

gegnung mit dem Lehrer« gebe oder dieser gar darauf abziele: »Wohl kann es im Raum der Erziehung zu einer solchen Begegnung kommen, und sie ist dann ein schicksalhaft bedeutendes Ereignis, aber dann hört der Lehrer auf, Lehrer zu sein, und der Schüler auf, Schüler zu sein, weil sie sich beide nur jenseits solcher Alters- oder Standesunterschiede in der völligen Gleichberechtigung ihres menschlichen Verhältnisses gegenüber treten können. ... Es gibt keine Sonderform einer pädagogischen Begegnung, sondern nur die menschliche Begegnung schlechthin.«¹⁰

Jugendarbeit als Raum der Begegnung

Nimmt man die Bollnow'sche Kategorie der existenziellen Begegnung ernst, so bedarf es bestimmter Begleitumstände, damit ein Aufeinandertreffen mit anderen Menschen zu einer echten Begegnung wird und orientierende Spuren hinterlässt. Inwiefern stellt die Jugendarbeit einen Raum dar, der solche Begegnungen ermöglicht oder sogar befördert? Und wie kann es gelingen, dass in der Jugendarbeit mit einem Typus von Vorbildern gearbeitet wird, der auch die theologische Einsicht in die Gebrochenheit des Menschen zur Geltung bringt?

Als besonders chancenreicher Raum der Begegnung erweist sich die Jugendarbeit deshalb, weil sie – gerade als kirchliches Arbeitsfeld – den Beziehungsaspekt in den Vordergrund stellt.¹¹ Empirische Studien belegen aus Sicht der befragten Jugendlichen, dass Beziehungen untereinander, aber auch die Beziehungen zu den (oftmals ehrenamtlichen) Mitarbeitenden eine bedeutende Rolle in der Jugendarbeit spielen. »Das Gemeinschaftsgefühl ... scheint zentral für die Nutzung von Jugendverbandsarbeit« resümiert die große aej-Studie von 2006.¹² Die Mitarbeitenden können, so die Studie, »eine positive Vorbildfunktion haben. Die Jugendlichen orientieren sich an den Handlungen und Einstellungen der Vorbilder, reiben sich aber auch an ihnen und entdecken Schwächen.«¹³

10. A. a. O., 130.

11. Zur Jugendarbeit insgesamt vgl. *Wolfgang Ilg*, Jugendarbeit – Grundlagen, Prinzipien und Arbeitsformen, in: Thomas Rauschenbach/Stefan Borrmann (Hg.), *Arbeitsfelder der Kinder- und Jugendarbeit*, Weinheim und Basel 2013, 12–32; auch erschienen in: *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online (EEO)*, www.erzwissonline.de: DOI 10.3262/EEO13130305.

12. *Katrin Fauser/Arthur Fischer/Richard Münchmeier*, Jugendliche als Akteure im Verband. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung der Evangelischen Jugend, Opladen/Farmington Hills 2006, 150.

13. A. a. O., 269.

Eine besonders intensive Form der Jugendarbeit stellen Freizeiten dar, bei denen eine feste Gruppe zumeist für ein bis zwei Wochen gemeinsam unterwegs ist. Haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende (im Durchschnitt zehn Jahre älter als die Teilnehmenden) begleiten die Gruppen, oftmals kann ein sehr hoher Betreuungsschlüssel von ca. 1:5 realisiert werden. Evaluationsdaten¹⁴ belegen die Bedeutung der Beziehungen sowohl innerhalb der Gleichaltrigen-Gruppe als auch zu den Mitarbeiter-Teams: 72 % der Jugendlichen stimmen nach der Freizeit der Aussage zu »Es herrschte eine Atmosphäre, in der man sehr offen miteinander reden konnte«. 87 % berichten, dass sie während der Freizeit neue Freunde gefunden haben und bei 79 % aller Teilnehmenden bestehen solche Freundschaften auch noch drei Monate nach dem Ende der Freizeit. Ein entscheidendes Kriterium für die positive Beurteilung der Freizeit liegt in den Mitarbeitenden: 91 % der befragten Freizeiteilnehmer stimmen der Aussage zu »Die meisten Betreuer/innen waren mir sympathisch« und für 56 % stellen einige Betreuerinnen bzw. Betreuer Vertrauenspersonen dar. Korrelationsanalysen zeigen, dass Freizeiten in nahezu allen Punkten als positiver beurteilt werden, wenn ein intensiver Betreuungsschlüssel vorhanden ist, also mehr Mitarbeitende zur Verfügung stehen.

Gerade in den persönlich zugänglichen Mitarbeitenden liegt also eine zentrale Chance der Jugendarbeit, insbesondere im Vergleich zur Rolle der Lehrkräfte an der Schule. Auf eine griffige Formel bringt Martin Weingardt dieses Begegnungs-Plus der Jugendarbeit: »Rein theoretischen Orientierungsangeboten ... stehen Jugendliche oft gelangweilt gegenüber. Erst wenn an einer konkret anwesenden Person die Alltagsbedeutung der von ihr vertretenen Orientierung deutlich und hinterfragbar wird, sind sie interessiert bei der Sache. Sie suchen weniger ein objektiv angebotenes Orientierungswissen, sondern »orientierende Begegnungen« mit orientierten Menschen.«¹⁵

Nun liegt es in der Natur von Begegnungen, dass diese sich der Verfügbarkeit und pädagogischen Planbarkeit entziehen. Dennoch kann die Jugendarbeit Gelegenheitsstrukturen dafür entwickeln, dass solche Begegnungen

14. Alle Daten stammen aus dem Projekt Freizeitevaluation, hier: *Wolfgang Ilg*, Evaluation von Freizeiten und Jugendreisen. Einführung und Ergebnisse zum bundesweiten Standard-Verfahren, Hannover 2008, 73–76 sowie *Wolfgang Ilg*, Freizeitevaluation: Daten aus der Praxis. Ergebnisse von über 300 Freizeiten aus den Jahren 2005 bis 2010, in: Ansgar Drücker/Manfred Fuss/Oliver Schmitz (Hg.), *Wegweiser Kinder- und Jugendpädagogik, Potenziale – Forschungsergebnisse – Praxiserfahrungen*, Wochenschau 2014, 369–391.
15. *Martin Weingardt*, *Lebensräume öffnen, Neue Schritte zum kreativen Miteinander von Jugendarbeit – Schule – Gemeinde. Eine Initiative des Evangelischen Jugendwerks in Württemberg*, Stuttgart ³1997, 7 (Hervorhebungen im Original).

möglich werden und eine für menschliche Lebensfragen offene Gruppenatmosphäre entsteht. Eine Form, wie solche Begegnungen »inszeniert« werden können, soll im Folgenden beschrieben und auf ihre Chancen und Grenzen hin ausgeleuchtet werden.¹⁶

Inszenierte Begegnungen am Beispiel von Interviews bei Jugendfreizeiten

Eine Sommerfreizeit in den österreichischen Alpen, 45 Jugendliche zwischen 15 und 18 Jahren, elf ehrenamtliche Mitarbeitende: Es ist Abend geworden nach einem turbulenten Tag mit Sport und Spiel. Die Gruppe trifft sich im Gemeinschaftsraum, es wird gesungen und geblödel. Dann wird das Licht gedimmt, ein Musik-Jingle kündigt das Interview an, mit dem jeden zweiten Abend das Programm beschlossen wird. Auf der kleinen Bühne nehmen zwei Mitarbeitende Platz: Neben dem Interviewer, der die Interviews vorbereitet hat und durchführt, sitzt Alexandra, mit 21 Jahren eine der Jüngsten im Team. In gemütlicher Talk-Atmosphäre beginnt das Interview, in dem es heute um Erfolg und Scheitern geht. Alexandra, so viel wissen die Teilnehmenden, hat in punkto Erfolg vieles zu bieten. Sie gehört zu den Sympathieträgern der Freizeit, eine gut gelaunte, clevere und sportliche junge Frau, die ihren Weg selbstbewusst geht. Souverän und witzig wirken ihre Antworten auf die Eingangsfragen. Dann aber schlägt sie unerwartet ernste Töne an. »Gab es bei dir schon mal die Erfahrung, dass du so richtig gescheitert bist?«, fragt der Interviewer. Und Alexandra beginnt zu erzählen: Von der Führerscheinprüfung, die sie nicht geschafft hat – und wie sie sich kaum traute, ihren Freundinnen davon zu berichten. Auch auf ihre Gesundheit kommt sie zu sprechen: Nein, das mit der Sportlichkeit sei alles andere als selbstverständlich. Ein Tumor vor einigen Jahren habe sie fast in den Rollstuhl gezwungen. Stockend wird ihr Bericht, als sie vom Krankenhaus und ihren Sorgen berichtet. Damals, als sie sich zu der riskanten Operation entschieden habe, sei Psalm 23 ihr ständiger Begleiter gewesen. »Der Herr ist mein Hirte – das hilft mir heute noch, wenn’s mir schlecht

16. In der Schülerinnen- und Schülerarbeit im Evangelischen Jugendwerk in Württemberg habe ich selbst (wie viele andere haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende) bei etlichen Freizeiten gute Erfahrungen mit solchen Interviews gemacht. Die folgenden Überlegungen entstammen der Systematisierung dieser Praxis-Erfahrungen, die Beispiele wurden verfremdet und anonymisiert. Grundlegende Überlegungen zur konzeptionellen Einbindung von orientierenden Begegnungen sind auch veröffentlicht in: *Johannes Schmid*, Orientierende Begegnungen. Menschen mit besonderen Lebenserfahrungen ins Gespräch mit Kindern und Jugendlichen bringen, Ludwigsburg 2014 (online zugänglich unter www.schuelerarbeit.de/lebenswerte).

geht«, berichtet sie. In dem großen Raum könnte man nun eine Nadel fallen hören. Hier wird nichts gespielt oder gepredigt – hier spricht ein Mensch offen von seinen Lebenserfahrungen. Behutsam führt der Interviewer Alexandra zu weiteren Themen, bald kommt wieder eine gelöstere Stimmung auf. Zum Abschluss des Interviews singt die Gruppe gemeinsam das Lied »Meine Hoffnung und meine Freude« – Alexandra hat es sich gewünscht und berichtet, wie sie es im Krankenhaus auf dem Weg in den Operationssaal vor sich hin gesummt hat.

Nach dem offiziellen Teil des Abends setzen sich einige Jugendliche vorne im Kreis um Alexandra. Sie fragen nach, erzählen von eigenen ähnlichen Erfahrungen, bedanken sich für den Mut, den Alexandra mit ihrer Offenheit gezeigt hat. Andere gehen zum Tischkicken über oder brechen zu einem Nachtspaziergang auf. Keinen lässt dieser Abend kalt. Auch an den nächsten Tagen wird Alexandra immer wieder auf die Erfahrungen angesprochen, über die sie im Interview berichtete. Andere Abende folgen – mit zum Teil ähnlich schweren, manchmal aber auch unterhaltsamen Themen: Berichte aus der Schulzeit, der Familie, von Berufsausbildung und Partnerschaft, Hobbies oder exotischen Auslandsreisen. Am letzten Abend wird die Bühne geöffnet, so dass einige Jugendliche sich interviewen lassen oder den Spieß umdrehen und selbst den Interviewer befragen können.

Chancen und Grenzen erzählter Biografien in Interviews

Die Durchführung von Mitarbeiter-Interviews im Sinne inszenierter Begegnungen birgt eine Reihe von Chancen, aber auch potenzielle Gefahren. Diese Arbeitsform bedarf daher einer guten Vorbereitung und ausführlicher Reflexion mit den befragten Mitarbeitern. Der große Vorteil der Interviews bei Freizeiten ist unmittelbar erlebbar: Wenn ein Mensch, den die Gruppe von den gemeinsamen Freizeitaktivitäten her kennt, von sich und seinen Lebenserfahrungen berichtet, dann ist die Aufmerksamkeit der Jugendlichen garantiert. Anders als bei vielen anderen Formen inhaltlicher Arbeit muss man hier desinteressierte Reaktionen kaum befürchten. Als Anwalt des Publikums gehört es zur Aufgabe des Interviewers, die richtigen Fragen und Themen aufzugreifen und bei Bedarf durch einen Methodenwechsel (Lied, Frage ins Publikum o. ä.) einen neuen Aufmerksamkeitsimpuls zu setzen.

Für den interviewten Mitarbeitenden bietet die Form des Interviews eine Entlastung: Er ist im wahrsten Sinne des Wortes ein gefragter Gast, drängt sich also mit seinen Themen nicht auf. Die Zuständigkeit für den Rahmen des Gesprächs liegt beim Interviewer: Er sorgt für angenehme Sitzmöglichkeiten und Getränke, er bittet die Gruppe um Ruhe und bestimmt die Länge des Inter-

views. Der interviewte »Gast« kann sich auf seine inhaltlichen Beiträge konzentrieren und darauf vertrauen, dass der Interviewer einen guten thematischen Weg durch den Abend einschlägt. Schon alleine dieses Gefragtsein unterscheidet das Interview ganz wesentlich von den zumeist monologischen Formen der Verkündigung bei Andachten, Predigten oder Bibelarbeiten.

Die Aufgabe des Interviewers erfordert eine intensive Vorbereitung. Jedes Interview wird mit dem interviewten Mitarbeiter ausführlich vorbesprochen. Gemeinsam werden dabei die relevanten Themen festgelegt und ein inhaltlicher Bogen skizziert. Es gehört zur Verantwortung des Interviewers, im Vorgespräch auch die Themen zu identifizieren, die dem Interviewten zu persönlich sind und die daher nicht ins Interview gehören. Der Interviewer ist insofern nicht nur Anwalt des Publikums, sondern auch Anwalt seines Gesprächspartners. Der zuweilen bei persönlichen Berichten vor einem Publikum zu beobachtende Effekt, dass gerade junge Menschen ihr Privatleben hemmungslos veröffentlichen (»Seelen-Striptease«), wird so vermieden.

Ziel des Interviews ist nicht die Darstellung eines »Heldenbilds«, sondern vielmehr der ehrliche Einblick in einen konkreten Lebensentwurf mit dem, was einen Menschen ausmacht. Die »Bühnensituation« darf nicht dazu verleiten, dass das Interview in eine Selbstdarstellung abgleitet. Stärken und Schwächen, positive wie negative Erfahrungen gehören zu jedem Leben dazu – auch in dieser Hinsicht hat der Interviewer eine wichtige Aufgabe, das Gespräch angemessen zu lenken. Zur Kunst des Interviews gehört es auch, einen angemessenen Schlusspunkt zu setzen, der Fragen offen lässt und daher zum Nachfragen einlädt.

Der Effekt der Mitarbeiter-Interviews beschränkt sich nicht auf den jeweiligen Abend allein. Vielmehr kann die hier vorgelebte Offenheit, auch über die schwierigen Seiten des Lebens zu sprechen, eine vertrauensvolle Atmosphäre prägen, in der sich Jugendliche untereinander Einblicke hinter die oft gut gestylten Fassaden gewähren. Gerade bei Freizeiten entsteht durch solche Interviews ein Miteinander, in dem Glauben und Leben, Verkündigung und Freizeit-»Alltag« miteinander verwoben sind.

Selbstverständlich wird ein Interview nicht immer gelingen. Nicht alle Mitarbeitenden sind in gleicher Weise vor einer Gruppe sprachfähig, daher sollte auch niemand zu dieser Form gezwungen werden. Manche Themen, die einen jungen Erwachsenen bewegen, haben – wie entsprechende entwicklungspsychologische Modelle nahelegen – für Jugendliche noch zu wenig Relevanz. Im Blick bleiben müssen auch die Missbrauchsmöglichkeiten eines Interviews: Leicht können Mitarbeitende zu Idolen verklärt werden. Die herausgehobene Position des Interviewten kann dazu verleiten, andere Meinungen als die eigene abzuwerten oder gar Stimmung gegen bestimmte Ansichten oder Personen-

gruppen zu befördern. All diese Gefahren lassen sich nie ganz ausschließen – ihnen zu wehren gehört zur anspruchsvollen Aufgabe des Interviewers.

So bleibt das Interview ein Wagnis – und führt, gerade auch durch weniger gelungene Abende, zu einem hilfreichen Effekt: In der Vorbereitung solcher Freizeiten wird für die Mitarbeitenden deutlich, dass das Gewinnen von Sprachfähigkeit über Leben und Glauben eine wesentliche Kompetenz evangelischer Jugendarbeit darstellt. Manche Vorbereitung fokussiert sich so von den teilweise über-perfektionierten Organisationsthemen hin zu Grundfragen von Theologie und Pädagogik, oder anders gesagt: Beim Vorbereitungs-Wochenende geht es neben der (in der Tat bedeutsamen) Vorplanung »Was isst der Mensch?« wieder verstärkt um die Frage »Was ist der Mensch?«.

Interviews als Zeugnis? Eine religionspädagogische Reflexion

Unweigerlich erinnert die Form des persönlichen Interviews an das insbesondere in pietistischen Kreisen praktizierte »Zeugnisgeben«, beispielsweise wenn Menschen im Rahmen einer Bibelstunde nach vorne kommen und von ihren Glaubenserfahrungen berichten. Solche Zeugnisse hinterlassen oft einen merkwürdigen Nachgeschmack der pseudo-Authentizität. Berichtet werden in der Regel die strahlend positiven Glaubenserfahrungen. Sie sollen den Mitchristen als Ermutigung und Anlass zum Gotteslob dienen. In der Selektion der berichteten Erfahrungen liegt aber ein Problem der »Zeugnisse«: Der Mensch wird hier oftmals nicht in seiner Gebrochenheit transparent, sondern zeichnet eine Art makellostes Glaubensbild, das andere unter Druck setzen kann – und das auch nicht der biblischen Perspektive auf den Mensch und sein Gottesverhältnis entspricht.

Wie kann es gelingen, solche Effekte bei der Methode des Interviews zu vermeiden? Grundlegend dafür ist die Regel: Was erzählt wird, bestimmt der Interviewte. Ob und inwiefern der Glaube beim Interview eine Rolle spielt, liegt in der Entscheidung des jeweiligen Mitarbeitenden. So wie der Glaube beim Einzelnen eingebettet ist in die je eigene Lebenserfahrung, so soll er beim Interview zur Sprache gebracht werden: Selbstbewusst und stark beim Einen, zart und zweifelnd beim Anderen. Auch das Nicht-glauben-Können eines Mitarbeiters hat auf der Interviewbühne Platz.¹⁷ Gerade die Vielfalt der Lebens-

17. Ein Beispiel dafür findet sich in: *Wolfgang Ilg*, Ich nehm' dich ernst, ich stell' dir Fragen. Jugendarbeit als jugendtheologischer Experimentierraum, in: Thomas Schlag/Friedrich Schweitzer (Hg.), *Jugendtheologie. Grundlagen – Beispiele – kritische Diskussion*, Neukirchen-Vluyn 2012, 90–101.

und Glaubenswege ermuntert Jugendliche, ihren ganz eigenen Zugang zur eigenen Biografie und zu der damit untrennbar verbundenen Gottesfrage zu finden. Interviews und sich daran anschließende (organisierte und informelle) Nachgespräche schulen die Sprachfähigkeit hinsichtlich anthropologischer und theologischer Fragen, sie bieten insofern auch einen wichtigen Raum für das Anliegen der Jugendtheologie.

Auch wenn Interviews verkündigende Elemente enthalten können, so sind sie als Arbeitsform ergänzungsbedürftig. Die persönlich erfahrene Relevanz des Glaubens, von der beim Interview etwas aufleuchtet, kann Jugendliche locken, sich auf diesen Glauben einzulassen. Christlicher Glaube fußt aber nicht auf Lebensberichten, sondern hat im Evangelium und den Sakramenten einen festen Boden. Angebote wie Bibelarbeiten, Andachten, Tagzeitengebete oder Gottesdienste ergänzen daher das Programm-Element der Interviews und bieten den Jugendlichen einen über subjektive Erfahrungen hinausgehenden Einblick in das christliche Glaubensverständnis.

Lebensgeschichte(n) und Religion: Orientierung durch Pluralität

Wenn Jugendliche sich auf die Suche nach eigenem Glauben begeben, dann gehören Lebensgeschichte und Religion untrennbar zusammen.¹⁸ Die hier vorgestellten Interviews bei Jugendfreizeiten zeigen eine praktische Möglichkeit, wie dieses Miteinander von Leben und Glauben Gestalt gewinnen kann. In ähnlicher Weise können biografische Elemente auch in anderen Settings eingesetzt werden, so beispielsweise bei Gesprächen mit einem Mönch im Rahmen von »(Kloster-)Tagen der Orientierung« mit Schulklassen.

Wenngleich sich inszenierte Begegnungen in verschiedenen pädagogischen Settings einsetzen lassen, bietet die Kinder- und Jugendarbeit dafür doch ein besonders geeignetes Feld. Aufgrund des »personalen Angebots«, also der Vielzahl ehrenamtlich engagierter junger Menschen, können hier Biografien aufleuchten, die alters- und erfahrungsmäßig nicht weit von den Jugendlichen entfernt sind. Im Gegensatz zur formalen Bildung wie Schule und Ausbildung bedarf es in non-formalen Bildungsarrangements weniger stark einer klaren Rollendifferenzierung und Hierarchiebildung zwischen Leitungsperson und Teilnehmer. Die persönliche Begegnung gehört – anders als im Miteinander

18. Vgl. die Titel der einflussreichen Werke: *Friedrich Schweitzer*, Die Suche nach eigenem Glauben. Einführung in die Religionspädagogik des Jugendalters, Gütersloh ²1998 sowie: *Friedrich Schweitzer*, Lebensgeschichte und Religion. Religiöse Entwicklung und Erziehung im Kindes- und Jugendalter, Gütersloh ⁷2010.

von Lehrkräften und Schülern – zum Kernbestand der Jugendarbeit. Das Wesentliche der Jugendarbeit, der Aufbau von Beziehung und das Wachsen einer Gruppengemeinschaft, geschieht zumeist außerhalb des Programms. Programmbausteine wie die Mitarbeiter-Interviews können solche Prozesse wie ein Katalysator beschleunigen.

In der Lebenswelt heutiger Jugendlicher kann religionspädagogische Vorbild-Didaktik sich nicht an einigen wenigen Lebensbildern aus der Geschichte festmachen wie das über Jahrzehnte hinweg praktiziert wurde. Im Sinne der Ansätze von Mendl und Rickers bedarf es viel näherer Vorbilder aus dem Lebensumfeld der Jugendlichen – und einer Vielfalt unterschiedlicher Lebensentwürfe und Glaubensbilder. Wenn die Jugendarbeit sich als Plattform versteht, um unterschiedliche Erfahrungen anhand konkreter Biografien aufscheinen zu lassen, kann sie Jugendlichen einen hilfreichen Impuls für die Gestaltung des eigenen Lebensweges bieten. Im Plural entfaltet der Zusammenhang von Lebensgeschichte(n) und Religion sein Potenzial für die jeweils eigenständig zu leistende Orientierung Jugendlicher in der Pluralität.